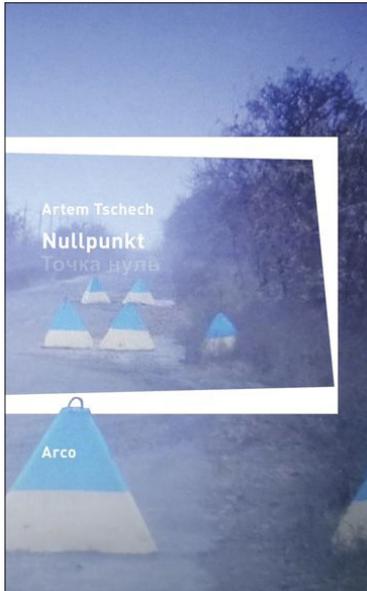


# CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

**Artem Tschech: Nullpunkt** (Arco Verlag, Wuppertal 2022 – aus dem Ukrainischen von Alexander Kratochvil und Maria Weissenböck)



Aus den zahlreichen in diesem Jahr erschienen Büchern über den Krieg in der Ukraine ragt „Nullpunkt“ von Artem Tschech in besonderer Art und Weise hervor: Der 1985 in der Zentralukraine geborene Autor schreibt mit scharfer Beobachtungsgabe und in einer eigenwilligen Sprache kurze, essayistische Notizen über seine Erlebnisse als Soldat im Donbass 2015. Er ruft uns damit in Erinnerung, dass der Krieg in der Ukraine nicht erst im Februar 2022, sondern schon viel früher begonnen hat.

In den 63 knappen Kapiteln, einige davon mit ausdrucksstarken Bildern des amerikanischen Dokumentarfotografen Brendan Hoffman illustriert, folgen wir einem jungen Zivilisten aus Kiew, der seine Sneakers gegen Kampfstiefel tauscht. Nach der Ausbildung wird der Soldat Tschech an die Grenze zur Krim geschickt, anschliessend in die Ostukraine, in die Nähe von Cherson. Hier trifft der studierte Soziologe mit Menschen verschiedenster Herkunft zusammen, mit Bauern, Grubenarbeitern, Intellektuellen, Maidan-Teilnehmern. Der Krieg wird zu einer identitätsstiftenden Erfahrung von Zugehörigkeit über die Schichten hinweg. Dennoch bleibt der Blick des Erzählers skeptisch und verweigert sich jeglichem Nationalismus.

Tschech tippte während seiner Stationierung Skizzen, Zitate und Betrachtungen in sein Handy, sortierte Erinnerungen und überarbeitete Episoden am Laptop. Dies trug ihm gelegentlich skeptische Kommentare seiner Kameraden ein. „Schreibst Du über mich?“, fragte einer seiner Weggefährten. Zunächst dachte Tschech daran, auf der Basis seiner Beobachtungen einen Roman zu verfassen. Mit der Zeit erkannte er, dass die fragmentierte Form in kurzen Aufzeichnungen nicht nur praktikabler war, sondern auch den Kriegserfahrungen der Menschen besser entsprach. Aus den Notizen ist ein Prosaband entstanden mit literarischen Miniaturen in bald ernstem, bald heiterem Tonfall.

„Nullpunkt“ handelt nicht von blutigen Kämpfen in Schützengräben, sondern von Alltagsszenen in der Armee und vom inneren Erleben des Erzählers, für den der Krieg bis zu seiner Einberufung in weiter Ferne lag. So schildert er seine zunehmende Identifizierung mit der Armee und seine erschreckende Einsicht, dass, „was sonst im Leben, in Zivil, schockieren und traumatisieren würde“, mit der Zeit einer unheilvollen Gleichgültigkeit weicht. In diesem Spannungsfeld zwischen Identifikation und intellektueller Distanzierung ist „Nullpunkt“ angelegt.

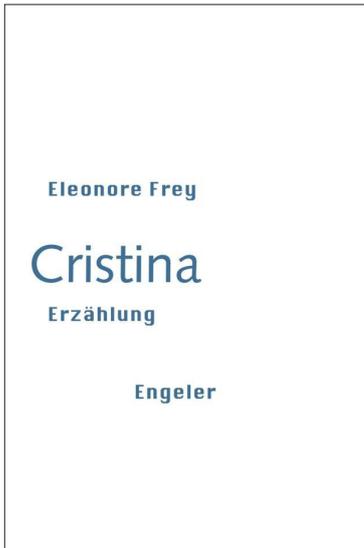
Der Nullpunkt bezeichnet die Frontlinie zwischen der ukrainischen Armee und den separatistischen Kämpfern in der Ostukraine. Bei Tschech ist er vor allem eine Metapher für die Kriegserfahrung des Menschen, dessen Leben nie mehr so sein wird, wie es einmal war. Dies zeigt jene Szene besonders eindringlich, als der Erzähler auf Fronturlaub

# CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

nach drei Monaten seine Frau wiedersieht. „Sie scheint glücklich zu sein, obwohl ich mich bemühe, Ähnliches zu empfinden, erstarre ich bei jeder Kleinigkeit.“ Diese Stelle beweist, wie schonungslos und zerstörerisch der Krieg ins Private der Menschen eindringt. – Sandra Valisa

**Eleonore Frey: Cristina** (Engeler Verlag, Schupfart 2022)



Eine junge Frau namens Cristina, in bescheidenen Verhältnissen in Lissabon aufgewachsen, verliebt sich mit fünfzehn Jahren in einen Matrosen, wird schwanger und sieht sich, als er mit einem Schiff nach New York gefahren und nicht zurückgekehrt ist, allein. Ihre verständnis- und liebevolle Mutter schafft sie zu einer Tante aufs Land und lässt ihr nach der Geburt des Kindes ein Schlafmittel verabreichen, damit sie nicht mitbekommt, dass das Baby weggegeben wird. Cristina sucht ihr Kind, ohne es je zu finden. Sie lebt ein Leben als „kinderlose Mutter“.

Das wäre Stoff für ein tränenrächtiges Drama oder eine sozialkritische Reportage über die Enge des katholischen Milieus. Die Zürcher Autorin Eleonore Frey macht aus dieser Geschichte über Missbrauch und Traumatisierung etwas ganz anderes. In einer Zeit, wo das autobiografische Erzählen von Annie Ernaux und Édouard Louis bis zu Karl Ove Knausgård und Tove Ditlevsen hoch im Kurs steht, vollbringt sie ein kleines Kunstwerk der Empathie und Imagination. Das tut sie klug und fein, indem sie jede Illusion von direkter Betroffenheit und dokumentarischem „Realismus“ vermeidet. Cristina wächst uns ans Herz, auf jeden Fall, aber ihre Lebensgeschichte ist gespickt mit werweissenden Fragen und möglichen Fortsetzungen, und vor allem umgibt sie sie mit einer Rahmenerzählung, die uns zunächst fruchtbar verwirrt. Erzählt wird uns das Frauenschicksal nämlich von Manoel, einem Dichter, dem Cristina nach langem Alleinsein begegnet und der ihr Gefährte wird.

Der erzähltechnische Kunstgriff hat es in sich. Eleonore Frey erzählt uns, wie eine junge Frau mit dem Bruch in ihrem Leben zurechtkommt. Das zentrale Thema des Buches ist die Frage, wie Menschen mit Kindern und Kindheit umgehen: das Kind Cristina, dem die Mutter den Sohn raubt; die Neugeborenen in der Hebammenschule, die Cristina nach dem schlimmen Ereignis absolviert; zwei Buben, deren brutales Spiel Cristina zum Eingreifen bewegt. Gleichzeitig lesen wir gebannt, wie die junge Frau stark und stärker wird, indem sie sich selbst und dann einem anderen ihre Geschichte erzählt, der sie ihr wieder „zurück erzählt“. So wird Freys Erzählung zu einer Reflexion über das Erzählen. Beim Lesen erfahren wir, wie die Schönheit der Beschreibung – einer Meeresküste, eines Hühnerhofs, eines Quittenbaums im Hof... – Kraft erschafft. Wir verstehen aber auch, dass die Möglichkeit, sein eigenes Leben oder den Lebensweg einer Figur zu öffnen und zu entwickeln, immer wieder durch einen Rahmen eingeschränkt, durch bereits getroffene Entscheidungen determiniert wird. Nicht jede Beschränkung, so lernt

# CALLIGRAMME

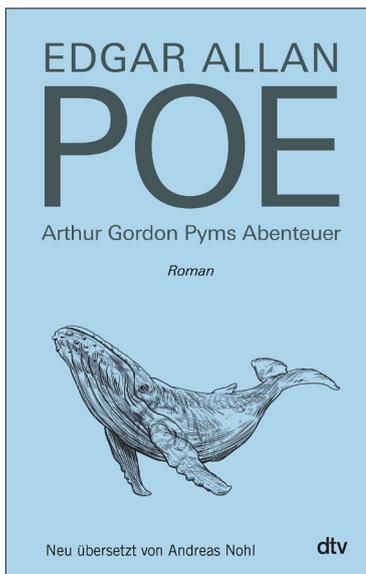
BUCHHANDLUNG

Cristina, muss traumatisierend sein. Im Saal der Neugeborenen denkt sie über die Schicksale der Babys nach: „Mit jedem Schritt, der dem Kind die Richtung gab auf etwas zu, von etwas weg wurde weiter gewoben an einem Netz, das dem Kind zugleich Sicherheit und Verstrickung war; das ihm Wege vorzeichnete und damit auch immer ausschloss, was zwischen die Maschen gefallen, ihm entgangen war in seinen von einer Entscheidung zur andern führenden Entdeckungen...“

Genau gleich ist es beim Erzählen. Im Gespräch mit ihrem Dichtergefährten Manoel bemerkt Cristina einmal, es sei schade, dass alle Geschichten einen Rahmen hätten: „So können sie nicht wuchern, nicht sich auswachsen...“ Manoel ist sich nicht sicher, ob das wünschbar wäre. Denn das ist die Freiheit des Lebens wie des Erzählens: dass der Rahmen Sicherheit gibt, ohne einzuengen. – Michael Pfister

## Edgar Allan Poe: Arthur Gordon Pym's Abenteuer

(dtv, München 2022 – neu übersetzt von Andreas Nohl)



Natürlich, man kann Edgar Allan Poe (1809 in Boston geboren, 1849 in Baltimore gestorben) mögen oder auch nicht. Was man ihm jedoch rein faktisch attestieren muss, zumindest seit Charles Baudelaire ihn um 1850 für Europa und damit dann auch wieder für die Welt entdeckt hat, ist, dass Poe den Rang eines Diamanten in der Krone literarischer Schöpfungen innehat: Er hat, ganz ohne Umschweife konstatiert, sich als Creator Spiritus der modernen Detektivgeschichte erwiesen, das Genre der Gothic Novel mit seinen Erzählungen zur Vollendung gebracht, mit seinem (vergleichsweise eher kleinen) essayistischen Werk so manchen Impetus für die Linguistik und die Philosophie geliefert und mit seiner Lyrik die Basis für den im 19. Jahrhundert aufkommenden Symbolismus gelegt. Man kommt nicht umhin, Poe als wegweisend für die gesamte moderne Literatur zu betrachten, noch heute ist er Referenz und Ideengeber im panglobalen Kulturbetrieb.

Nun findet sich in Poes ganzem Œuvre ein einziger Roman, 1836 von ihm unter dem verheissungsvollen Titel „The Narrative of Arthur Gordon Pym of Nantucket“ verfasst. Für die amerikanische Öffentlichkeit gab es den Text damals zuerst in Sequenzen aufgeteilt im Southern Literary Messenger zu lesen, bevor Harper & Brothers ihn im Jahre 1838 als Buch verlegten. Seither sind zu verschiedenen Zeiten diverse Übersetzungen in mehreren Dutzend Sprachen erschienen, so dann auch 2022 diese hier besprochene von Andreas Nohl, der Poes erhabenen Thesaurus sowie stringente Sprachlogik in ein wunderbar flüssig zu lesendes, süffig zu konsumierendes Deutsch überträgt.

Im Vorwort des Romans vernimmt man, dass ein gewisser Arthur Gordon Pym vor seinem nahenden Tod seine Erlebnisse von einem gewissen Herrn Poe für die Nachwelt niedergeschrieben haben möchte; Erlebnisse, die zu Beginn einer recht wilden Abenteuergeschichte zur See gleichen, in der sich Pym mehrfach beweisen muss, um als zuerst

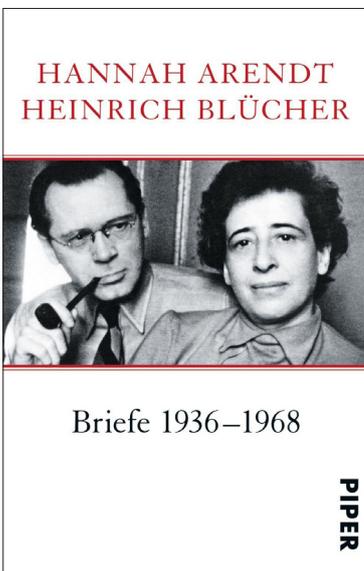
# CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

blinder, dann doch offen wahrgenommener Passagier des von Nantucket auslaufenden Walfängers „Grampus“ unter widrigsten Umständen zu überleben – Meuterei, Kannibalismus und die Sichtung eines (wortwörtlichen) Totenschiffs inklusive. Mit fortschreitender Geschichte vernimmt man dann Poes meisterliches Spiel auf der Klaviatur des Grauens mit zunehmender Intensität, als Pym auf verschlungenen Meeresspfaden durch die Eisbarriere der zu jener Zeit noch unerforschten Antarktis reist und in Gefilden landet, die an obskuren Regionen, meteorologischen Sonderlichkeiten und fremdartigen Kulturen nicht arm sind. Fast scheint es so, als sei unser Protagonist in eine alternierte Realität eingetreten, ein surreales Paradoxon in der Zeit, um dort, im Ascheregen und wie auf schillerndem Ichor treibend, sein Schicksal erfüllt zu sehen. Ob es sich hierbei nun um Seemannsgarn, ein Phantasma, eine grossangelegte Allegorie oder um einen quasi faktisch fabulierten Reisebericht der besonderen Art handelt, ist der geneigten Leserin, dem Leser selbst überlassen. So oder so lässt „Arthur Gordon Pym's Abenteuer“ durch seine schöpferische Genialität, seinen textuellen Wahnwitz, seine sprachliche Kompetenz sowie das Spiel zwischen Grotteske, Schwarzhumoreske und konstruierter Faktizität keine literarischen Wünsche offen; selbst Herman Melville zollte in seinem „Moby Dick“ (auch wenn er den Roman Nathaniel Hawthorne widmete) Poes Pym Respekt, Jules Verne verneigte sich in „Die Eissphinx“ vor Poes Geschichte, während H.P. Lovecraft in „Die Berge des Wahnsinns“ gewisse Aspekte davon beinahe 1:1 übernahm. Es gilt also, sich den erwähnten Herren anzuschliessen und Edgar Allan Poe – als diesen schwarzglänzenden Solitär der Weltliteratur, der er ist – für sich (neu) zu entdecken! – Sandro Schächli

## Hannah Arendt / Heinrich Blücher: Briefe 1936–1968

(Piper, München 1996, 2013)



Gerade erfreut sich das Genre „Briefwechsel von Liebespaaren“ grosser Beliebtheit. Unerachtet des Umstandes, dass es eine Untergattung von „Sachbuch“ ist (so will es wenigstens die SPIEGEL-Bestsellerliste), trägt es sogar dazu bei, dass die Literaturgeschichte umgeschrieben wird. Wer nach dem epochalen Frisch-Bachmann-Drama noch nicht genug hat oder sich lieber durch grössere Zeiträume liest, sollte es unbedingt einmal mit der Korrespondenz zwischen Hannah Arendt und ihrem zweiten Ehemann Heinrich Blücher versuchen, die in den neunziger Jahren von Arendts Assistentin Lotte Köhler herausgegeben wurde.

Arendt und Blücher lernten sich 1936 im Pariser Exil kennen, wurden durch die Kriegswirren vorübergehend getrennt und flohen 1941 über Lissabon nach New York, wo sie sich mit Jobs in verschiedenen Institutionen durchschlugen und schliesslich Philosophie und Politische Theorie an verschiedenen Hochschulen lehrten. Arendt, die bei Heidegger und Jaspers studiert hatte, schuf sich spätestens 1951 mit

# CALLIGRAMME

## BUCHHANDLUNG

ihrem Buch über die Ursprünge des Totalitarismus einen Namen; der Ex-Marxist Blücher war Autodidakt und hatte nur Abendvorlesungen besucht, dozierte aber mit leidenschaftlichem Engagement über deutsche Militärgeschichte, Philosophie und moderne Kunst.

Eine dauerhafte Rückkehr nach Europa war für das Paar, das 1951/1952 die US-Staatsbürgerschaft erhielt, undenkbar: Nach ihrem ersten Flug („...unbeschreiblich herrlich. Man ist mitten im Himmel...“) schreibt Arendt im Dezember 1949 aus Bonn: „Weisst du eigentlich, wie recht Du hattest, nie wieder zurück zu wollen? Die Sentimentalität bleibt einem im Halse stecken, nachdem sie einem erst in die Kehle gestiegen ist. Die Deutschen leben von der Lebenslüge und der Dummheit.“

Dem Briefwechsel kommt zugute, dass Arendt nach dem Krieg mehrere Reisen nach Europa und Israel (das sie fast immer „Palästina“ nennt) allein unternimmt, während Blücher im sommerlichen New York schwitzt und sich aus Sparsamkeit keine Air Condition leistet. Stups (er) und Schnupper (sie) vermissen einander sichtlich, werden unruhig, wenn Briefe ausbleiben oder verloren gehen, aber die Liebeserklärungen sind wohldosiert, so dass man sich beim Lesen nicht allzu sehr als Voyeur schämen muss. Umso aufschlussreicher und vergnüglicher die vielen netten und weniger netten Berichte der beiden Lästerzungen über die Nachkriegswelt und die Mit-Intellektuellen. Arendt besucht Karl Jaspers und ihren ehemaligen Liebhaber Heidegger, dessen Frau ihr 25 Jahre zu spät eine Szene macht: „Die Frau, fürchte ich, wird so lange ich lebe, bereit sein, alle Juden zu ersäufen.“ Aus Paris schreibt sie: „Camus hat gerade angeläutet, und Raymond Aron und Jean Wahl sehe ich nächste Woche. (...) Sartre et al. will ich nicht sehen; das ist sinnlos.“

Der Briefwechsel enthält ein Panorama, ein Mosaik jener Zeit, berührt den labilen Status von Berlin, den Ungarn-Aufstand, Kennedy und die Kubakrise und natürlich den Eichmann-Prozess in Jerusalem („Gespenst in der Glaskiste“). Immer wieder sind kleine Glanzstücke zu lesen, etwa Blüchers komplette Philosophiegeschichte auf eineinhalb Seiten („Marx wollte den Seinshimmel einfach über die Erde legen (...) Kierkegaard baute aus den eingestürzten Blöcken eine enge Höhle, in die er sein moralisches Ich zusammen mit einer monströsen Art von Gott sperrte.“). Oder Arendts landschaftsmalerischer Bericht von ihrer Zugreise über die Rocky Mountains nach Berkeley, wo sie eine Gastprofessur versah: „Man fährt tagelang auf der Höhe durch Schneewüsten, über die der Wind bläst und die Sonne aufgeht, und die Sterne sind auch da. Und wenn die Sonne aufgeht, weiss man: Da erschuf er Morgenröte.“

Blättern und lesend werden wir mit den beiden immer vertrauter und freuen uns, wie sich da zwei helle, wache Köpfe „in alter, nicht rostender Liebe“ die Welt erzählen und bedenken. So dürfen wir uns freuen auf die Doppelbiografie von Barbara von Bechtolsheim, die der Insel Verlag für Mai 2023 ankündigt. „Wir haben es nicht gut gemacht“, lautet bekanntlich der Titel des Bestsellerbandes mit den Briefen von Frisch

# CALLIGRAMME

## BUCHHANDLUNG

und Bachmann. In einem Basler Brief Hannah Arendts – geschrieben im Oktober 1956, als Blücher offenbar gerade ihren 50. Geburtstag vergessen hat – findet sich ein schönes, lakonisches Echo *avant la lettre* darauf: „Ja, wir haben es eigentlich recht gut gemacht so weit, und es ist ja wohl anzunehmen, dass wir es weiter halbwegs recht machen werden.“ – Michael Pfister